

"Flüchtling" war ein Schimpfwort

Wenn Norbert Rossa gefragt wird, weshalb er sich für Flüchtlinge und auch für andere Bedürftige engagiert, dann antwortet er stets, dass er doch selbst ein Flüchtling ist und dass er weiß, wie weh Hunger tut.



Den Verweis auf die beiden Supermärkte in seiner Heimatstadt, in denen er Einkaufswagen mit der Bitte aufgestellt hat, Lebensmittel dort einzuwerfen, hängt der Winzlerer an diese Erklärung immer an. Jedes Tütchen mit Nudeln, jedes Kilogramm Mehl ist ihm dort wichtig. Mindestens einmal pro Woche leert er die Wagen, packt aus deren Inhalt große Taschen zusammen – und kann sich sicher sein, dass diese Lebensmittel-Gaben Abnehmer finden.

50 Kilometer von Breslau entfernt wurde Rossa geboren. Im Jahr 1941 – mitten im Zweiten Weltkrieg, „Wir sind zweimal geflohen“, sagt Rossa. Zunächst Anfang 1945 „als die Russen kamen“. Sein Vater war im Krieg, seine Mutter gerade einmal 30 Jahre alt. „Ein gefährliches Alter“, umschreibt er die Veranlassung seiner Mutter, sich mit ihm und seinen Brüdern vom elterlichen Hof aufzumachen und gut zu verstecken. Die Angst vor Misshandlungen und Vergewaltigungen war groß.

Einige Monate später kehrten sie zurück. Und auch der Vater kehrte heim. Lange dauerte es dann allerdings nicht mehr, bis sie, die Deutschen, dort in Schlesien auf den Marktplatz zitiert wurden. Bis ihnen gesagt wurde, dass sie einige Stunden Zeit hätten, um ein, zwei Koffer zu packen. Dann wurden sie mit Pferdewagen zur Kreisstadt geschafft und dort auf Viehwaggons verladen – gen Westen ging die Fahrt.

An all das, sagt Rossa, erinnere er sich selbst nicht. Das hätten ihm seine Eltern später erzählt. Er war doch erst vier Jahre alt. Nur ungern hätten sie von dieser Zeit berichtet. Von den rund 14 Tagen in dem Viehwaggon, von dem Hunger, weil doch keine Verpflegung da war. Auch nicht von dem Auffanglager im Sauerland, in das sie zunächst kamen. „Dort ging es immer nur darum, etwas zu essen zu beschaffen. Das einzige, was es gab, waren Steckrüben. Wie haben wir uns Kartoffeln gewünscht!“ Raus müssten sie aus diesem Lager, sonst würden sie verhungern, sagte seine Mutter mit Blick auf ihre fünf Kinder.

Heraus kamen sie 1946. Im Kreis Lübbecke bekam die siebenköpfige Familie bei einem Bauern zwei Zimmer zugewiesen. Die Bäuerin, erinnert sich Rossa, sei eine herzengute Frau gewesen, der Bauer „ein Teufel“, der ihnen nichts gegönnt habe. Wo es ging, versuchten die Kinder zuzupacken – bei der Kartoffelernte etwa – und das immer in der Hoffnung, dass für sie auch etwas abfiel.

Seine Jugend beschreibt er als „nicht erbärmlich, aber auch nicht schön“. Neben der Armut war der Flüchtlingsstatus für die Kinder bedrückend. „'Flüchtling' war ein Schimpfwort. Wir wurden sehr gemieden.“ Freundschaften in der Schule habe es nicht gegeben – nach und nach aber Anerkennung. Das einzige, was ihnen helfen könne sei, sagte ihre Mutter ihnen immer wieder, richtig was zu lernen. Etwas anderes hätten sie nicht. Das haben er und seine Brüder getan.

Wann er sich zum ersten Mal nicht mehr als Flüchtling gefühlt habe? Dazu, sagt Rossa, habe er 20 Jahre alt und Soldat werden müssen. „Da war ich plötzlich ein Gleicher unter Gleichen.“ Wahrscheinlich beeinflusste dieses Erlebnis auch seine Entscheidung, nach dem Wehrdienst eine militärische Laufbahn einzuschlagen.

Wenn er sein Dasein als Flüchtling mit denjenigen vergleiche, die heutzutage nach Deutschland kämen, resümiert er, dann habe er es doch noch verhältnismäßig leicht gehabt. Sprache, Religion, Kultur – da habe es schließlich nicht so große Unterschiede zwischen denjenigen gegeben, die vorher bereits dort lebten, und denjenigen, die als Vertriebene ankamen. Um es den Flüchtlingen, die nun ankommen, etwas leichter zu machen, sammelt er nicht nur Lebensmittel, sondern hilft auch Grundschulern dabei, die neue Sprache zu lernen. Als Flüchtling möchte er schließlich Flüchtlingen helfen.

November 2015
Text und Fotos: ade

<https://www.rehburg-loccum.de>

Artikel versenden 

Druckversion 